

BÜCHER AUS ISRAEL

Olaf Kündgen

Die „Neuen Historiker“: Israel revidiert sein geschichtliches Selbstverständnis

Der Nahe Osten brennt und Hoffnung gibt es nicht. Nicht wenige der Berufsoptimisten der schreibenden Zunft in Deutschland haben binnen weniger Krisentage einen atemberaubenden Kurswechsel vollzogen. Waren gestern noch Israelis und Palästinenser „zum Frieden verdammt“, sind sie heute „zum Frieden nicht reif“. Dass Arafat und seine Helfershelfer die Hauptschuldigen am größten Gewaltausbruch in Palästina seit dem Ende der Intifada sind, darüber scheint sich die Mehrheit deutscher Nahostkommentatoren einig zu sein. Die in deutschen Medien bei der Beurteilung des Nahostkonflikts vorherrschende proisraelische Befangenheit speist sich vor allem aus historisch begründetem Schuldgefühl. Aus der Befürchtung heraus, des Antisemitismus geziehen zu werden, flüchtet man sich in eine unkritische Verteidigung israelischer Positionen. Wenigen ist dabei bewusst, dass das israelkritischste Land Israel selbst ist: Von den deutschen Medien weitgehend unbemerkt, befindet sich das intellektuelle Israel seit den achtziger Jahren in einem schmerzhaften, die Nation aufwühlendem Prozess der Selbstbefragung. Als unumstößlich geltende Wahrheiten, besonders über die Zeit vor der und um die Staatsgründung 1948 werden von einer jüngeren Generation israelischer Historiker anhand nun zugänglichen Archivmaterials als zionistische Gründemythen entlarvt – als Mythen im Dienste des Zusammenschweißens einer Nation von Einwanderern unterschiedlichster Herkunft. Zusammen mit ihren gleichgesinnten Kollegen, den „Neuen Soziologen“,

haben die „Neuen Historiker“ einen Prozess in Gang gesetzt, der nicht nur Methoden und Forschungsergebnisse ihrer Fächer einer radikalen Neubewertung unterwirft, sondern tief in das israelische Selbstverständnis und nicht zuletzt auch in die Politik hineinwirkt. Der Widerspruch gegen ihre Thesen ist entsprechend heftig.

■ Ephraim Karsh,
Fabricating Israeli History. The 'New Historians'.
Frank Cass. London 1997.

Gegner wie der in London lehrende Ephraim Karsh werfen ihren revisionistischen Kollegen sogar bewusste Falschinterpretation des Quellenmaterials vor. Aber auch die mächtige Phalanx aus alten Historikern und einem Teil des politischen Establishments – Widerspruch kommt besonders aus der Labor-Elite – kann nicht verhindern, dass sich die Thesen der Neuen Historiker langsam durchsetzen. Nicht wenige haben inzwischen Lehrstühle an israelischen Universitäten inne, und ihre Forschungsergebnisse beginnen Eingang in Schulbücher zu finden.

■ Warum verließen die Palästinenser ihre Heimat?

■ Benny Morris,
The Birth of the Palestinian Refugee Problem, 1947-1949.
Cambridge University Press
1988.

Größte politische Sprengkraft hat die nur scheinbar banale Frage, warum rund 750 000 Palästinenser zwischen 1947 und 1949 aus Palästina/Israel flohen. Seit 1948 hat das offizielle Israel unermüdlich die These vertreten, die Flüchtlinge hätten ihre Heimat auf Geheiß palästinensischer und anderer arabischer Führer verlassen – in Erwartung eines vermeintlich sicheren arabischen Sieges und anschließender triumphaler Rückkehr. Diese Darstellung ist nicht mehr haltbar. Eines der ersten Werke der Neuen Historiker, das sich der Gründe für den palästinensischen Exodus annahm, ist das 1987 von Benny Morris (Universität Beersheba) publizierte *The Birth of the Palestinian Refugee Problem, 1947-1949*. Morris' akribische Studie konnte einen Aufruf arabischer Regierungen oder der Arabischen Liga zum Verlassen Palästinas nicht nachweisen. Aber auch einen systematischen, auf langgehegte zionistische Transferpläne zurückzuführenden Plan zur Vertreibung der Palästinenser habe es – im Gegensatz zu den Thesen arabischer Historiker – nicht gegeben. In erster Linie als Folge der erbitterten Kämpfe und nur zum geringeren Teil als Resultat von Vertreibungen (*expulsions*) seien die Flüchtlingswellen zu verstehen. Detailliert listet Morris die unterschiedlichen Flucht-

gründe für die verschiedenen Kriegsphasen, Städte und Dörfer auf. Er kommt zu dem Schluss, dass der weit überwiegende Teil der palästinensischen Bevölkerung vor tatsächlichen oder bevorstehenden jüdischen Angriffen, aufgrund tatsächlicher oder befürchteter Massaker oder aufgrund von Ausweisungsbefehlen floh. Andere Fluchtgründe spielen im Vergleich dazu eine nur untergeordnete Rolle.

Ilan Pappé, der an der Universität Haifa lehrt und der arabischen Version einer mehr oder minder systematischen Vertreibung sehr viel näher steht als Morris, kommt ähnlich wie die Mehrheit der Neuen Historiker zu dem Schluss, dass Israel die Hauptverantwortung für die Entstehung des palästinensischen Flüchtlingsproblems trägt. Mit Morris ist er sich indessen einig, dass besonders die schon während des Krieges massiv einsetzende planmäßige Zerstörung arabischer Dörfer – ca. 400 insgesamt – das Flüchtlingsproblem unlösbar machten. Israel habe Platz für Neueinwanderer schaffen wollen und daher kein Interesse an einer Rückkehr der Flüchtlinge gehabt.

Das immer wieder vorgebrachte Gegenargument der „alten“ Historiker, die palästinensische Seite habe das Unglück durch ihre Weigerung, den UN-Teilungsplan anzunehmen, selbst über sich gebracht, lässt Pappé nicht gelten. Ben Gurion sei entschlossen gewesen, das dem Jischuw, der jüdischen Gemeinschaft in Palästina, von der UN zugesprochene Gebiet um jeden Preis zu Lasten der Palästinenser zu erweitern. Im Übrigen wäre der von der UN vorgesehene „jüdische“ Teilstaat in Wahrheit ein binationaler Staat mit einem Palästinenseranteil von 45 Prozent geworden: Für Ben Gurion und die führenden Zionisten das Ende des Traums vom jüdischen Nationalstaat. Es gibt also wenig Grund, anzunehmen – so Pappé – dass ein arabisches Akzeptieren des Teilungsplans Blutvergießen und Flüchtlingsströme verhindert hätten.

■ **Der Mythos David gegen Goliath: Warum gewann Israel den Krieg von 1948?**

Der vielleicht am häufigsten zu hörende Mythos erzählt von der schlecht ausgerüsteten, kleinen jüdischen Armee, die sich im Mai 1948 gegen eine zahlenmäßig weit größere, entschlossene und in jeder Hinsicht überlegene Übermacht von fünf arabischen

■ Ilan Pappé, *The Making of the Arab-Israeli Conflict 1947-1951*, Tauris Publishers, London 1994.

■ Amitzur Ilan, *The Origin of the Arab-Israeli Arms Race. Arms, Embargo, Military Power & Decision in the 1948 Palestine War*, New York University Press 1996.

Heeren behauptet habe. Angesichts der hoffnungslosen Situation der Haganah (jüdische Armee bis 1948) bzw. der IDF (Israeli Defence Forces) sei ihr Sieg ein wahres Wunder gewesen. Auch wenn das Heilige Land biblische Vergleiche und Wunderglauben nahelegt, so widerspricht diese Version „göttlicher Hilfe“ den Erkenntnissen der Neuen Geschichtsschreibung. Amitzur Ilan, Historiker an der Hebräischen Universität in Jerusalem, hat in seiner militärhistorischen Studie *The Origin of the Arab-Israeli Arms Race* überzeugend nachgewiesen, dass die Haganah/IDF weit davon entfernt war, unterlegen zu sein. Die militärischen Kräfte des Jischuw waren ganz im Gegenteil besser ausgebildet und den arabischen in jeder Phase des Krieges auch zahlenmäßig überlegen. Nach dem ersten Waffenstillstand im Juni 1948 waren sie vor allem dank tschechoslowakischer Waffenlieferungen auch besser ausgerüstet. In der Endphase des Krieges erreichte die zahlenmäßige Überlegenheit der IDF sogar ein Verhältnis von erdrückenden 2 : 1. Ein recht kräftiger David also.

■ Fünf vereinigte arabische Armeen gegen den neuen Staat?

■ Avi Shlaim, *Collusion Across the Jordan: King Abdullah, the Zionist Movement, and the Partition of Palestine*, Columbia University Press, New York 1988.

The Politics of Partition. King Abdullah, the Zionists and Palestine 1921-1951. Oxford University Press. Oxford 1990.

Dass sich fünf reguläre arabische Armeen und darüber hinaus Freiwilligenverbände zusammenschlossen, um den gerade ausgerufenen Staat Israel mit geeinter Kraft zu zerstören und seine jüdischen Bewohner ins Meer zu treiben, gehört ebenfalls zum Standardrepertoire der alten zionistischen Geschichtsschreibung. Auch von diesem Gründermythos muß wohl Abschied genommen werden, folgt man den Forschungen der Neuen Historiker Avi Shlaim (*Collusion across the Jordan*) und Ilan Pappé (*The Making of the Arab-Israeli Conflict 1947-1951*). Ungeachtet ihrer martialischen Rhetorik hatten die arabischen Staaten weder einheitliche Kriegsziele, noch kam es zu einem gemeinsamen Vorgehen.

König Abdullah von Jordanien, der nicht nur den nominellen Oberbefehl über die arabischen Truppen in Palästina innehatte, sondern mit der jordanischen Arabischen Legion über die schlagkräftigste arabische Truppe verfügte, verfolgte als oberstes Kriegsziel den Anschluss der von der UNO den Palästinensern zugesprochenen Gebiete an sein eigenes Königreich. An eine Vernichtung Israels dachte er

nicht. Mit den Führern der Jewish Agency hatte sich Abdullah bereits im November 1947 heimlich über die Einverleibung Rest-Palästinas nach dem Ende des britischen Mandats geeinigt. Die Übereinkunft war gleichzeitig eine klare Absage des Jischuw an die von der UN beschlossene Gründung eines palästinensischen Staates. Das heimliche Einverständnis, so Avi Shlaim, legte die Grundlage für eine gewisse Zurückhaltung der jordanischen Truppen während des Krieges. Die Arabische Legion vermied es während der gesamten Kampfhandlungen, Gebiete zu betreten, die von der UNO Israel zugesprochen worden waren. Dritter im Bunde dieser Übereinkunft war übrigens Großbritannien, dessen Außenminister Lord Bevin den Anschluss Restpalästinas an Transjordanien ebenfalls befürwortete.

Damit nicht genug: Die arabische Allianz bot am Vorabend der Invasion ein Bild des Jammers. Die arabische Welt verlor den ersten Nahostkrieg, weil sie – mit Ausnahme der jordanischen Arabischen Legion – schlecht vorbereitet, miserabel ausgerüstet und unfähig zur Kooperation war. Die arabischen Regierungen, die es bis zur Beendigung des britischen Mandats am 15. Mai 1948 weitgehend vermieden hatten, für die palästinensische Sache finanzielle oder militärische Verpflichtungen einzugehen, sandten nur einen geringen Teil der zur Verfügung stehenden Armeen nach Palästina. Nationale Eigeninteressen und Rivalitäten untereinander standen im Vordergrund ihrer Überlegungen – den bedrängten Palästinensern zu Hilfe zu kommen, sei das geringste Motiv für ihre Invasion gewesen, schreibt Shlaim.

■ **Nach dem Krieg:
ein friedensuchendes Israel
gegen eine unversöhnliche
arabische Front?**

Ein weiterer Streitpunkt zwischen zionistischen und revisionistischen Historikern ist die Frage, warum es nach Ende des 1948-er Krieges zu keinem Friedensschluss zwischen Israel und seinen arabischen Nachbarn gekommen ist. Während Israel unermüdlich nach einer Friedenslösung gesucht habe, hätten seine arabischen Feinde in Unversöhnlichkeit verharret, lautet bis heute die griffige und im Westen gerne geglaubte These der alten Historiker. Die Forschungen der

■ Itamar Rabinovich,
*The Road Not Taken. Early
Arab-Israeli Negotiations*,
Oxford University Press,
1991.

Neuen Historiker kommen zu entgegengesetzten Ergebnissen. „Die Akten (des israelischen Außenministeriums) platzen aus den Nähten“ vor Dokumenten, die arabische Friedensavancen belegen, so Shlaim. Tatsächlich machten alle relevanten arabischen Führer Israel eigene Friedensangebote, wie der Präsident der Universität Tel Aviv, Itamar Rabinovich in seinem Grundlagenwerk *The Road Not Taken. Early Arab-Israeli Negotiations* nachweist. König Abdullah verlangte von Israel territoriale Zugeständnisse, insbesondere einen Landkorridor von Jordanien zum Mittelmeer, um einen Friedensvertrag im arabischen Lager rechtfertigen zu können. Oberst Husni Zaim, der sich im März 1949 in Syrien an die Macht putschte und dessen Regime vier Monate später wieder gestürzt wurde, erklärte sich gegen geringfügige Grenzkorrekturen am See Genezareth gar bereit, einen warmen Frieden mit Israel zu schließen und 300 000 Flüchtlinge in Syrien zu integrieren. Auch ein Friedensplan des ägyptischen Königs Faruk fand sich in den Akten. Gegen die Abtretung eines an den Sinai grenzenden Stücks Wüste bot er die De-facto-Anerkennung Israels an. In allen Fällen zeigte sich Ben Gurion unwillig, Kompromisse einzugehen, die den Status quo verändert hätten. Er wusste, dass Frieden ohne territoriale Zugeständnisse und die Rückkehr einer substanziellen Anzahl von Flüchtlingen nicht zu haben war und dieser Preis erschien ihm vermutlich auch angesichts der Instabilität arabischer Regime zu hoch. Dass seine arabischen Gegenspieler unversöhnlich und unflexibel gewesen seien, kann jedoch kein ernstzunehmender Nahosthistoriker heute noch behaupten.

■ **Der Zionismus als Variante des europäischen Kolonialismus**

■ Gershon Shafir, *Land, Labor and the Origins of the Israel-Palestinian Conflict, 1882-1914*, second edition with new preface, University of California Press, Berkeley 1996.

Dass die zionistische Bewegung nur eine weitere Variante des europäischen Kolonialismus sei, meinte die arabische Welt immer schon zu wissen. Aus eben diesem Grunde war eine derartige Einordnung des Zionismus über Jahrzehnte ein Tabu für israelische Soziologen und Historiker. Erst der 1967-er Krieg brachte hier Bewegung in die innerisraelische Diskussion. Eine jüngere Soziologengeneration begann nun, die Geschichte des Zionismus und des Staates Israel als wesensverwandt mit den verschiedenen Spiel-

arten des europäischen Kolonialismus zu begreifen. Der radikalste Vertreter dieser neuen soziologischen Sicht ist der in Kalifornien lehrende Gershon Shafir. Anders als Teile der zionistischen Linken und viele seiner Kollegen interpretiert er die 1967 einsetzende Kolonisierung der besetzten Gebiete nicht als Zäsur und Beginn einer Korruption des Zionismus. Shafir weist vielmehr überzeugend einen lückenlosen Zusammenhang mit den Anfängen zionistischer Siedlungstätigkeit in Palästina nach. Wie ein roter Faden ziehe sich die an palästinensische Gegebenheiten angepasste Anwendung europäischer Kolonisierungsmodelle durch die Geschichte des Zionismus, von der ersten Einwanderungswelle bis zum Siedlungsbau in der West Bank unter Ehud Barak.

Konsequent lösen sich Shafir und andere führende Vertreter der jüngeren Soziologengeneration wie Baruch Kimmerling und Avishai Ehrlich von einer auf das jüdische Israel fixierten, idealisierenden Sichtweise. Statt einer getrennten Darstellung wird die arabische Bevölkerung in Israel und in den besetzten Gebieten in eine soziologische Gesamtschau integriert. Der dominierende Einfluss, den der Nahostkonflikt auf die Entwicklung des jüdischen Israel gehabt hat, wird nicht mehr verdrängt, sondern nimmt bei den Neuen Soziologen einen zentralen Platz ein.

Auch vom traditionellen, ethnische Unterschiede glättenden Ideal Israels als jüdischen Schmelztiegels bleibt nach den neuen Ansätzen von Uri Ram, Shlomo Swirski und Sami Smooha wenig übrig. Eine „weiße und aschkenasisch“ geprägte Soziologie habe in gönnerhafter und nicht selten rassistischer Manier orientalische Juden und Araber als Teil einer „unterlegenen“ Kultur begriffen (Smooha), die von der „überlegenen“ (aschkenasischen) aufgesogen werden würde. Vorstellungen, die auf Herzls Vision einer „Europäisierung der Araber“ zurückgehen.

Neben dem neu entdeckten Forschungsobjekt „Araber/Palästinenser in Israel“ rückte auch das Schicksal der Misrachim, der Juden nordafrikanischen und nahöstlichen Ursprungs ins Zentrum des Forschungsinteresses. „Ich bin eine arabische Jüdin...“, beginnt die in New York lehrende Ella Habiba Shohat einen Aufsatz über ihre Doppelidentität als Jüdin und Araberin irakischen Ursprungs. In ihren arabischen Herkunftsländern sei diese religiöse und kul-

■ Baruch Kimmerling, *Zionism and Territory. The Socio-Territorial Dimensions of Zionist Politics*. University of California. Berkeley 1983.

■ Uri Ram, *The Changing Agenda of Israeli Sociology. Theory, Ideology and Identity*. State University of New York Press. Albany 1995.

■ Ella Habiba Shohat, „Mizrahim in Israel: Zionism from the Standpoint of its Jewish Victims.“ In: *News from Within*. Vol. XIII No 1 Jan 1997.

turelle Doppelidentität für die Misrachim eine Selbstverständlichkeit gewesen. Mit der Einwanderung nach Israel aber sei den arabischen Juden eine europäisch-jüdische Identität auf der Grundlage aschkenasischer Erfahrungen in Russland, Polen und Deutschland übergestülpt worden. Indem man die historische Erfahrung der judäo-muslimischen Symbiose als wertlos für das zionistische Projekt ablehnte, wurde die Doppelidentität „arabischer Jude“ zum gesellschaftlich inakzeptablen Paradox. Nur widerwillig und aufgrund ökonomischer Notwendigkeiten habe das aschkenasische Establishment die Misrachim ins Land geholt, sie von Anfang an vorsätzlich benachteiligt und ihrer kulturellen Identität beraubt. Shohat versucht nicht weniger als die Neuschreibung der Geschichte der Misrachim, die heute die Mehrheit der Juden in Israel bilden.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Die Enttarnung von Gründermythen als Propagandamärchen zur Festigung der nationalen Einheit oder die Benennung von Israels kolonialen Wurzeln bedeutet keine Delegitimierung Israels. Viele der Neuen Historiker und der Neuen Soziologen verstehen sich weiterhin als Zionisten. Die heftige, nicht selten polemische Debatte ist vielmehr ein deutliches Zeichen für einen Reifungsprozess der israelischen Gesellschaft und für ein neues Selbstbewusstsein. Israel ist heute – im Gegensatz zu den kränkelnden arabischen Nachbarstaaten – wirtschaftlich und militärisch eine potente Regionalmacht. Seine Existenz ist gesichert. Für die ideologische Auseinandersetzung mit der arabischen Welt und zur Mobilisierung der eigenen Bevölkerung aber hat die traditionelle zionistische Geschichtsschreibung gleichwohl noch lange nicht ausgedient. Die „Revisionisten“ sind nach wie vor eine kleine Minderheit, auch wenn sich ihre Thesen an den israelischen Universitäten und in Schulbüchern durchzusetzen beginnen.

Israel steht heute am Scheideweg. Die Al-Aqsa-Intifada zeigt, dass ein dauerhafter und für die Palästinenser akzeptabler Frieden nicht als Diktatfrieden zu haben ist. Israel hat trotz oder wegen der jüngsten Gewalteskalation weiterhin die Chance, einen historischen Kompromiss mit den Palästinensern und den arabischen Nachbarstaaten auszuhandeln. Das Wort „historischer Kompromiss“ darf aber kein leerer Slo-

gan, kein Deckmantel für eine weitere Frustration berechtigter palästinensischer Ansprüche sein. Der jüdische Staat kann aber auch weiterhin in alten Lebenslügen und überkommener Mythologie verharren. Frieden, schrieb Martin Buber 1958 an Ben Gurion, sei nicht nur eine Frage von Kompromissen, sondern auch eine Frage der Versöhnung. Eine Versöhnung aber ohne ein ähnliches Verständnis der gemeinsamen Geschichte kann kaum von Dauer sein. Eben deshalb schafft die Historikerdebatte in Israel eine notwendige geistige Grundlage für ein zukünftiges Zusammenleben. Anders als der Historikerstreit in Deutschland etwa ist die israelische Debatte kein abstrakter Intellektuellenstreit. Ihre Ergebnisse verändern die israelische Selbstsicht heute und bieten einen objektiveren Blick auf die arabischen Nachbarn. Mit der schonungslosen Offenheit ihrer Thesen und ihrem kritischen akademischen Anspruch haben die Neuen Historiker eine facettenreiche, längst auf andere akademische Disziplinen übergreifende Debatte eingeleitet, die kaum einen Glaubenssatz des ideologischen Bestands unüberprüft lässt. Sie tragen mit dem Mut der Außenseiter dazu bei, dass ein neues israelisches Selbstverständnis entsteht, das sich immer weiter von seinen mythologischen Anfängen entfernt.

Während in Israel der „Krieg der Historiker“ (Shlaim) mit harten Bandagen geführt wird und die englischsprachige Welt die Werke der Neuen Historiker offen diskutiert, hat ihre Rezeption in Deutschland publizistisch bisher nur wenig Niederschlag gefunden. Die neuesten Werke von Benny Morris (*Righteous Victims*) und Avi Shlaim (*The Iron Wall*) sind bisher nicht übersetzt, aber auch von älteren Veröffentlichungen ist kaum etwas auf Deutsch erschienen. Nicht zuletzt die in Deutschland so häufig anzutreffende Angst, in Sachen Israel einen Fauxpas zu begehen, trägt zur Vermeidung des Themas bei. Ein bekannter Verlag im süddeutschen Raum schmetterte einen Sammelband zu den Neuen Historikern trotz bekundeten Interesses am Thema mit dem Argument ab, man wolle seine israelischen und jüdischen Hausautoren nicht verprellen. Dass es sich bei den Neuen Historikern ausnahmslos um Israelis handelt, wurde dabei vor lauter *political correctness* vergessen.

■ Benny Morris, *Righteous Victims: A History of the Zionist-Arab Conflict, 1881-1999*, Alfred A. Knopf, New York 1999.

■ Avi Shlaim, *The Iron Wall: Israel and the Arab World*, W.W. Norton & Company, New York 1999.

